

Julio Terán Dutari

**DAS SELBSTVERSTÄNDNIS
DES LATEINAMERIKANISCHEN MENSCHEN
GEGENÜBER DEM EUROPÄER**

Wie wir lateinamerikanischen Menschen im Verhältnis zu den Europäern uns verstehen, darüber können - ohne systematische Absicht - drei geschichtliche Etappen unterschieden werden: Erstens, die Zeit der betonten europäischen Zugehörigkeit während gut dreier Jahrhunderte amerikanischen Aufwachens. Dann die Etappe eines kritischen Abstandnehmens von Europa seit Beginn des 19. bis zumindest Mitte des 20. Jahrhunderts. Schließlich das gegenwärtige sich Besinnen auf eine ausgewogenere Bestimmung unseres Selbstseins im Angesicht der ganzen Welt und besonders der Europäer.

Im Folgenden werden diese Abschnitte amerikanischer Geistesgeschichte unter dem Blickwinkel des Politischen, des Religiösen und des Kulturellen überhaupt kurz behandelt. Im Vordergrund steht hier Spanisch-Amerika, wenn auch beim portugiesischen Teil des Halbkontinents ähnliche Vorgänge, vielleicht anders artikuliert, festzustellen wären.

1. Gründende Haltung einer europäischen Zugehörigkeit

Vom 16. bis zum 18. Jahrhundert ist das erwachte Selbstbewußtsein des Amerikaners stolz nach Europa orientiert, allerdings mit Nachdruck auf der eigenen Neuartigkeit: Diesseits des Atlantiks liegt die Neue Welt, gewiß als Neues Europa verstanden.

Politisch wußte sich keine der überall entstehenden und wirtschaftlich blühenden Ansiedlungen zu einer "Kolonie" im modernen Sinne des Wortes gehörig. Die ersten Einwanderer konnten nie als abenteuerlustige Fahrer oder vom Glück begünstigte Krieger frei auftreten. Sie verstanden sich eher als von der Krone gesandte oder zugelassene Teilnehmer an einem gewaltigen, abwechslungsreichen Unternehmen, dessen bewußtes Ziel (ob berechtigt oder nicht, bleibe dahingestellt) das Einpflanzen der in Europa geltenden Rechtsordnung und der von Gott beglaubigten Christenheit sei. Auf diese Weise sollten die neu entdeckten Völker nicht eigentlich von Europa "erobert", sondern darin eingegliedert werden.

Die Nachfahren dieser Gründer haben dann in unglaublich wachsender Zahl die einheimische Bevölkerung biologisch und gesellschaftlich mit sich selbst vermischt und sich so - bei all ihren zugestandenen Verfehlungen gegen Gott und die Mitmenschen - als Verwirklicher jenes anspruchsvollen zivilisatorischen Ideals einer

gemeinsamen abendländischen Kultur betrachtet. Im Ausgleich zwischen stolzer Selbständigkeit der neuen Länder und unbestrittener Zusammengehörigkeit mit einem weltweiten Reich entwickelten sich das Kommunalwesen und die Provinzialregierungen bis zur Bildung von großen, in der iberischen und indianischen Tradition verwurzelten Königtümern.

Übrigens hießen sie in bezeichnender Weise Neuspanien (Mexiko) oder Neugranada (Kolumbien). Zahlreiche ähnliche Wortbildungen bestimmen heute noch Geographie und Mentalität quer durch ganz Lateinamerika. Bald machten sich zwar Spannungen zwischen Europäern und Amerikanern bemerkbar, die im Grunde jedoch nichts anderes waren als typische Streitigkeiten unter Mitbürgern verschiedenen Ursprungs innerhalb des gemeinsamen Welt- und Selbstverständnisses.

Nährboden für ein solches Einheitsbewußtsein war die religiöse Grundeinstellung des Lebens. Darin konnten Europäer und Indios ohne weiteres zusammenkommen. Auf der christlichen Seite war diejenige Glaubensüberzeugung ausschlaggebend, die seinerzeit das europäische Mittelalter ermöglicht hatte: Durch die Taufe, auf welche die ausgebreitete Evangelisierung der Missionare jahrhundertlang unermüdlich baute, wurden im Schoße der Weltkirche die fremden Rassen und Kulturen in die höchste Würde und Gemeinschaft der von Christus erlösten Kinder Gottes aufgenommen, folglich auch zur nahen Verwandtschaft mit den älteren christlichen Völkern gebracht. In diesem Sinne konnten alle kirchlichen Institutionen seit dem ersten Anfang mit eigener Jurisdiktion und Hierarchie durch das königliche Patronat errichtet werden. Ordensmänner und Bischöfe, heiligmäßige Frauen, einflußreiche Klöster und bahnbrechende indianische Institutionen haben allen glorreichen Leistungen der alten Christenheit nachgeeifert, ja sogar sie zu übertreffen gemeint, insofern hier die Einheit des christlichen Volkes trotz überlebender Reste heidnischer Kulte nicht durch Schisma und Häresie gebrochen war.

Nicht anders verhielt sich die Sache in den verschiedenen kulturellen Bereichen. Hier herrscht der Wille zur Wiederholung einer europäischen Welt, manchmal auch der Konsens, dies erreicht zu haben. Sehr früh entstanden Universitäten nach dem Muster Salamancas bzw. der römischen Gregoriana. An diesen wurden neben den in Europa gepflegten Disziplinen auch die einheimischen Sprachen erforscht und gelehrt. Die Kollegien der Jesuiten haben den zeitgenössischen Unterricht mit entsprechender Lebensweise unter den Weißen (lies: "Mischlingen") und zugleich den Indianern weit verbreitet. Ähnliches hat das Missionswerk anderer kirchlicher Gemeinschaften in bezug auf Zivilisation und Humanisierung - selbst inmitten unverzeihlicher Mißverhältnisse von seiten nicht weniger Encomenderos - überall betrieben.

Konnte sich infolgedessen das gesamte soziale Dasein von Sitten und Bräuchen, von Vorstellungen, Werten, Leitbildern europäischer Seinsweise prägen und gestalten lassen, so wurde dabei das autochthone Kulturgut der Indios nicht barbarisch zerstört, geschweige denn - wie unweit von diesen Gegenden in Nordamerika - restlos ausgerottet oder zu bloßer Folklore herabgesetzt, sondern in eben das eigene Grundverhalten und -verstehen zu einem beachtlichen Teil integriert.

2. Kritisches Abstandnehmen von Europa

Die beschriebene Bewußtseinslage hat sich in Lateinamerika allmählich aber spürbar geändert. Es ist in neueren Zeiten sogar zu einem entgegengesetzten Selbstverständnis antieuropäischen Stils in breiten Kreisen der lateinamerikanischen Gesellschaft gekommen. Dazu haben geschichtliche Entwicklungen mächtig beigetragen, die wir im Hinblick auf die drei hier gewählten Gesichtspunkte unter den bekannten drei Revolutionen subsumieren möchten: Es geht um die politische Revolution der Unabhängigkeitskriege, um die ideologische, ins Religiöse umschlagende Revolution des Liberalismus und Positivismus und um die letzte kultursoziologische Umwälzung mit ihrem neuen - vornehmlich marxistischen - Gesellschaftsentwurf.

Durch politisch-militärische Aufstände wurde im spanischen Hoheitsgebiet am Anfang des vorigen Jahrhunderts eine lateinamerikanische Führung unter dem Vorwand eingesetzt, gegen die Usurpatoren der Krone zu protestieren, in Wahrheit aber mit dem Ziel, die unerträgliche Fernsteuerung abzuschaffen. Dabei sind zwar andere, zum Beispiel wirtschaftliche Abhängigkeitsverhältnisse aufgekommen. Die kulturelle Verbundenheit mit Europa jedoch blieb noch unangetastet.

Diese hat aber bald um die Jahrhundertwende durch den politischen Vormarsch des radikalen Liberalismus einen schweren Riß erlitten, der sich im religiösen Bewußtsein besonders auswirkte und der die Wurzeln des nationalen Ethos hart traf, vor allem dort, wo emanzipatorische Ideale zusammen mit positivistischen Denkweisen das vermeintlich rückständige Erbgut des iberischen Katholizismus in dessen universeller Formungsfunktion zu ersetzen versuchten.

Zugleich wächst in dieser Periode die Verlockung des mächtigen Nachbarn in Nordamerika. Während unserer territorialen Integrität und nationalen Eigenart von ihm durch schmerzliches Eingreifen massiver Schaden zugefügt wurde, liebäugelten unsere Politiker mit dem Wunschbild eines gegen Europa gerichteten Panamerikanismus.

Seit Beginn dieses Jahrhunderts bahnt sich nun eine tiefgreifende sozialistische Revolution in Lateinamerika an. Als solche hat sie zuvor nur an wenigen Orten (etwa in Mexiko) politische Verwandlungskraft gezeigt und erst in jüngsten Zeiten die Sonderfälle von Kuba und Nicaragua mit kämpferisch marxistischer Gewalt hervorgebracht. Indessen verstärkte dieser neue Geist die schon vorhandenen Tendenzen einer Suche nach der - wie es hieß - lange Zeit verdrängten Eigentlichkeit des unterscheidend Lateinamerikanischen. Hier sind bedeutende Wandlungen zu verzeichnen, welche jedoch nicht selten chauvinistisch anmuten, wie der weit ausholende Indigenismus, die Wiederentdeckung von Brauchtum und Tradition, die gefeierte Neuigkeit in der Literatur und in der Kunst überhaupt, kurz, das Geltendmachen des Autochthonen gegenüber aufgezwungenen abendländischen Modellen.

All diese Zeitströmungen kommen spätestens in den sechziger Jahren dieses Jahrhunderts derart zusammen, daß die herkömmliche Formel einer abendländischen christlichen Zivilisation als Bezugsrahmen des eigenen Menschenbildes überall in Frage gestellt und nicht selten gänzlich verworfen wird. Die hegelianisch-marxistisch inspirierte Redeweise der Entfremdung begegnet im Bewußtsein der Öffentlichkeit, das Schema von Unterdrückung und Befreiung ist durch sozialen Konventionalismus zu einer Selbstverständlichkeit geworden.

Neue Formeln zur Bestimmung des eigenen Ortes in Welt und Geschichte bürgern sich ein: Statt "Zivilisation", worin der Einfluß imperialistischer Mächte mitzuklingen scheint, bevorzugt man solche Ausdrücke wie "junge, arme und unterjochte Völker", die sowohl wirtschaftlich als auch kulturell beraubt, ausgeplündert, marginalisiert worden seien und nunmehr einem vielgestaltigen Elend anheimfallen würden. Anstelle des Interesses für das Westliche, womit jetzt das Abendländische als Höchstbegriff einer verhehrenden Geistes- und Machtentwicklung gemeint ist, fing man plötzlich an, von der Zugehörigkeit zu einer "Dritten Welt" zu reden, welche zwischen den Weltmächten USA und UdSSR, zwischen überreichem Norden und ausgehungertem Süden läge. Statt vom Christlichen als Bezeichnung des werthaften Bodens unserer ganzen Kultur, spricht man von einem gesunden Pluralismus, der die konstantinisch, germanisch, iberisch verkrustete Christenheit der Hierarchie, des Dogmas und der hemmenden Angstgefühle abgelöst habe und den befriedenden Absichten einer nachkonziliar erneuerten Kirche nur noch die bescheidene Funktion der Motivierung und Mitarbeit an den sozialen Kämpfen zuzuerkennen bereit ist.

Dies richtet sich alles vornehmlich gegen die Westeuropäer und ihre Erben in Nordamerika. Einer systematischen Beeinflussung zufolge sieht man oft in diesen Menschen lediglich Aggressoren, Eroberer und Unterdrücker. Denen rechnet man gewisse Mitläufer und Nachahmer in unserer Mitte zu: verschlafene Romantiker, die auf die Metropolen Madrid und Lissabon hinblicken oder sich sehnsuchtsvoll an den alten Weltzentren Paris, London und Berlin orientieren würden; eifrige Kirchgänger, die mit Unterstützung mitteleuropäischer Würdenträger den römischen Machtansprüchen nachkämen; Oberschichten der Bevölkerung (meist Neureiche), die ein gewisses traditionelles Band aus eigennützigem Interessen heraus nicht zu durchschneiden wagten; konservative Intellektuelle, die zur Beruhigung sozialer Widersprüche und zur Befestigung ungerechter Vormachtstellungen sich dem ideologischen Wahn einer Philosophie oder gar Theologie von Seins-, Gottes- und personalistischen Prinzipien verschrieben hätten. Manches Mal droht uns der Alptraum zu überfallen, wir wären am ehesten als Außenseiter der christlich-abendländischen Geistesgeschichte zu identifizieren. Sollte nicht demnach unsere ursprüngliche und biologische Verbundenheit mit den eingeborenen Völkern Afrikas und Ozeaniens wieder erwachen? Liegt nicht die uralte Weisheit Asiens unserem indianischen Traditionsreichtum näher als der europäische, ohnehin schon in mancherlei Krisen geratene Drang nach Naturbeherrschung mit seinen zerstörerischen Folgen für Mensch und Kosmos?

Auf der anderen Seite kann man nicht umhin zu fragen: Besteht bei diesem veränderten Selbstverständnis nicht wiederum die gleiche merkwürdige Abhängigkeit von Europa, und zwar politisch wie religiös? Waren die Rebellionskriege im vorigen Jahrhundert zum großen Teil Ausflüsse französischer Ideale bzw. englischer Interessen, so scheint der jetzige politisch-ideologische Widerstand einer unterdrückten Peripherie gegen "westliche" Machtzentren auch die geheime Neigung zu verraten, dies einmal kopieren und womöglich übertreffen zu können. Im Religiösen wiederum geht der Verdacht um, ob das polularisierte neue Kirchenprojekt der Mitwirkung an einer (vielleicht erträumten) pluralistischen Gesellschaft nicht viel eher den säkularistischen, zwielichtigen Tendenzen eines westeuropäischen Christentums entstamme, in ähnlicher Weise wie die lateinamerikanische Theologie der Befreiung

ihre gedanklichen Quellen und systematische Ausarbeitung bei Vor- und Nachdenkern französischer und deutscher Wissenschaft gefunden haben mag.

Was die Begrifflichkeit im allgemein kulturellen Selbstverständnis betrifft, darüber ist auch das Schicksal mancher Worte lehrreich. Zunächst war in der Wirtschaft und dann in vielen Kulturbereichen von Unterentwicklung die Rede; dieser Ausdruck war aber mit der Vorstellung einer maßgebenden Überlegenheit des Fremden beladen und wurde als solcher darum später weitgehend verworfen, wenn er auch immer noch bei offiziellen Auffassungen wirksam bleibt. Heute ist die Terminologie der Unterdrückung geläufig; sie verschleiert nur schwer die in der deutschen Philosophie verankerte Dialektik von Herr und Knecht und bestätigt ungewollt die ausschlaggebende Rolle des ersteren, wenigstens solange das negative Moment des letzteren nicht eigens bedacht wird. Wo bleibt aber bei dieser pauschalen Entgegensetzung das Eigene Lateinamerikas?

3. Neues Selbstverständnis von der Begegnung mit dem Anderen her

Die letzten Erwägungen lassen die Aufgabe offen, ein Selbstverständnis des Lateinamerikaners anders als auf einem dialektischen Gegensatz zum Europäer zu begründen¹. Von System- und Geschichtsentwürfen absehend berücksichtigen wir hier manche bereits vorhandenen Ansätze eines empirischen Zugangs der uns gestellten Aufgabe.

Um dies mit einer allgemein kulturellen Bestimmung zu beginnen, bevorzugen wir den lange Zeit verwendeten Begriff eines "mestizaje", der nicht nur die sich in allen Schattierungen ereignende Mischung der Rassen bedeutet, sondern - darin gründend, aber darüber hinausreichend - auch die fruchtbare Begegnung von Kulturen und die so geborenen kräftigen Kulturkeime meint. Daß hier in Lateinamerika ein geschichtliches Novum nicht ohne Konflikte geworden ist und mit eigener Wucht weiterwächst, dies haben die Denker der zweiten oben beschriebenen Etappe gegen manche Übertreibungen und teuer gewordene Sehnsüchte der ersten Etappe zu Genüge bewiesen. Daß aber das Neue nicht einfach in einer negativen Ausflucht und vernichtenden Abrechnung mit europäischer Herkunft und Vergangenheit bestehen müsse, sondern höchst positive Inhalte auch von seinen europäischen Ursprüngen herleite, dies leuchtet uns gegen das Schwärmertum der zweiten Etappe unter einer sachlicheren Bewertung der Etappe der ersten Begegnung immer mehr ein.

1 So sehr bei uns das Denken der Hegelschen und Marxschen Dialektik das Feld zu beherrschen und den Kampf gegen Positivismus und Pragmatismus anzuführen scheint, so ist trotzdem ein Rückgriff auf den fruchtbaren Analogiegedanken der Griechen und der Scholastiker durchaus am Platz. Die sich hier auch für unsere Frage eröffnenden Ausichten können wir an diesem Ort nicht weiter besprechen. Auf dieselben haben schon in einem ähnlichen Zusammenhang andere Denker hingewiesen: in Europa vor allem der alte Denkmeister, dem ich das Wertvollste meines intellektuellen Schaffens schuldig bleibe, Erich Przywara, und dann in letzter Zeit Heinrich Beck; in Lateinamerika einige Kollegen, unter denen ich Juan Carlos Scannone an erster Stelle nennen möchte.

Die öffentliche Reflexion der katholischen Kirche Lateinamerikas hat diese Denkweise nicht nur auf die religiöse Problematik angewendet. Sie hat vielmehr ihr eigenes Selbstverständnis - gewiß unter dem Glaubenslicht, wie sie sagt - an der Wurzel und im Herzen dieser "Mestizen"-Kultur angesiedelt. Die Dokumente von Puebla sprechen von einem "katholischen Substrat" der Kultur unserer Völker, das sich durch die mächtige Begegnung von Rassen, Weltanschauungen und politischen Interessen hindurch, zwar mit vielen Schattenseiten, dramatisch behauptet hatte und dennoch vermochte, ein neues geschichtliches Kulturdasein zu zeugen und dann zur ansehnlichen Reife zu bringen. Dieses Kulturdasein entstammt also dem iberisch inkulturierten christlichen Glauben. Es trägt unverkennbare Züge der indianischen Religiosität und Seinsweise und schlägt sich in einer Volksweisheit nieder, deren kräftiger Kern humaner Werte und gesunder Einstellungen der Natur und dem Kosmos gegenüber die Fähigkeit einschließt, das Selbstbewußtsein des Lateinamerikaners in Achtung und Offenheit für den Fremden zu bewahren bzw. wieder zu erwecken.

Aus diesem Selbstbewußtsein heraus sollten wir uns - so fährt die kirchliche Rede fort - zwei in gleicher Weise dringlichen Aufgaben stellen: nach innen der Sicherung der eigenen Lebensmächtigkeit angesichts der beängstigenden Probleme von Armut, Ungerechtigkeit und Gewalttätigkeit, einem scheinbar kaum zu beherrschenden Bevölkerungszuwachs mitten in der härtesten wirtschaftlichen Krise; nach außen aber (was heutzutage in einem geht) der Leistung eines eigenen Beitrags zum Ringen der Menschheit in Sachen des Weltfriedens und der größeren Annäherung und Zusammenarbeit von Völkern verschiedener Traditionen.

Dies alles kann und muß heute als christliche Sendung - weit von jedem Klerikalismus oder kirchlicher Anmaßung entfernt - verkündet werden. Aber auch die politische Tragweite solcher Positionen ist ersichtlich. Rund um Lateinamerika wird neuerdings von der Notwendigkeit geredet, die kulturelle Einheit unserer Völker auch in der politischen Sphäre gelten zu lassen und sie auf die Förderung des gegenseitig bereichernden Dialogs mit der Völkergemeinschaft der ganzen Welt auszurichten.

Näher betrachtet erscheint jetzt diese soziale Einheit Lateinamerikas in ihrer rassistischen und kulturellen Zusammensetzung viel differenzierter, obschon im Hinblick auf unser politisches Zusammenleben nicht unproblematisch. Hervorstechend ist das erwachte Selbstbewußtsein mehr oder weniger rein gebliebener Gruppierungen von Ureinwohnern in Ländern mit starkem indianischen Einschlag. Auch folgendes Faktum hat die soziale Landschaft verändert: Auf dem ursprünglich indianisch-iberisch konstituierten Bevölkerungsboden, dem die wichtigen afrikanischen Anteile im Laufe der Zeit beigemischt wurden, haben sich in den letzten rund hundert Jahren erhebliche Zuwanderungen ergeben von nicht-iberischen Europäern und semitischen (sowohl arabischen als auch hebräischen) Gruppen, die sich zusammen mit Chinesen, Japanern und anderen Ostasiaten friedlich niedergelassen haben und in der einheimischen Kultur größtenteils assimiliert wurden. So ist die internationale Präsenz und Kontaktmöglichkeit unserer Völker erhöht und zugleich die Hoffnung verstärkt worden, an der weltweiten Diskussion und Behandlung der Menschheitsprobleme mit einem positiven Beitrag teilnehmen zu können.

Mangels einer universell verpflichtenden Weltorganisation bildet sich bei unseren maßgeblichen Politikern ein Konsens darüber, es müsse in solchem Dialog eine

Lösung für drückende Fragen gefunden werden, wie Außenverschuldung, Weltmarktverhältnisse, Terrorismus, Drogenhandel, militärische Interventionen anderer Mächte usw. Dazu hilft nicht nur die Bereitschaft, beiderseitige Zugeständnisse zu machen oder Leistungen wissenschaftlicher und technischer Art auszutauschen, sondern auch noch mehr der Wille in eine echte Verbundenheit von geschichtlichen Werterfahrungen juristischer, ethischer und anthropologischer Natur eintreten zu wollen. Wir Lateinamerikaner glauben, daß hier der schöpferischen Beziehungsfähigkeit unserer Menschen mit ihrer vielfachen Verwurzelung in Raum und Zeit, aber auch unter der Bedrohung durch einen wachsenden Identitätsverlust, eine komplexe Aufgabe, ja eine kolossale Herausforderung begegnet.

Auch ein anderes Verhältnis zum Europäer steckt in diesem Umdenken des Lateinamerikaners: Das europäische Moment unserer Kultur wird als eine Grundgegebenheit wiedererkannt. Willkürlich könnte ohnehin nichts an der Tatsache geändert werden, daß die gemischte Seele eines ganzen Kontinents sich in seinen romanischen Sprachen äußert. Vom Abendland geerbte Denk- und Handlungsmodelle benutzen wir zum Abstecken des eigenen Lebenshorizonts ebenso, wie wir mit Europa die Grundeinstellungen und Maßstäbe der Menschlichkeit und der Sorge für die Welt teilen und dabei nicht weniger den typischen Erwartungen oder Enttäuschungen, Überheblichkeiten, Schuldkomplexen - genauso wie jenseits des Atlantiks - ausgesetzt bleiben.

Von unserer kulturellen Situation her ist Europa als "Vater" anzusprechen, obwohl wir da lieber "Mutterland" (*madre patria*) sagen. Das indianisch Autochthone hingegen bildet den mütterlichen Schoß. In die zeugende Begegnung dieser zwei sind alle weiteren Einflüsse anderer Völker eingebettet.

Aber die davon sich ableitenden Beziehungen zum Vater können nicht mehr infantil oder pubertär aufgefaßt werden. Wir möchten sie aus der Reife eines beiderseits mündigen Verhaltens her verstehen. Ein intensiver Austausch mit Europa erscheint uns unaufhaltsam. Nur muß er unter Rücksicht auf die Geschichte in Anerkennung und Vermeidung der begangenen Fehler geschehen. Es mögen zwar weiterhin auch mißlungene Kontakte zustande kommen, Reibungen und Konflikte auftauchen. Sie können und sollen aber von einem aufgeklärten Wissen um den je eigenen Werdegang und Zukunftsauftrag überwunden werden.

Nicht wesentlich anders stellt sich das Verhältnis auf der Ebene der für uns so wichtigen religiösen und kirchlichen Phänomene. Abgesehen von der bleibenden Bedeutung der Weltkollegialität der Bischöfe und des römischen Primats für unseren Katholizismus (was heute ein neues Interesse an den Völkern Osteuropas impliziert), werden bessere Beziehungen zum europäischen Christentum gewünscht. Soll die amtliche Aufforderung recht behalten, so muß unser konservativer Volkskatholizismus in eine mündige, kulturträchtige Glaubensgemeinschaft mit tätiger Option für die Armen übergehen. Dies geht nicht, ohne sich zwei gegensätzlichen Erfordernissen bezüglich Europa zu stellen: zum einen, uns den richtungsgebenden Entwicklungen in Exegese, Liturgie und Pastoral anzuschließen; zum zweiten aber, manchen für uns gefährlichen, säkularistischen Tendenzen eben dieses europäischen Katholizismus zu widerstehen. Darüber hinaus verlautet nicht selten, sogar von höchster Stelle, die Stunde Lateinamerikas im Dienst an der Weltkirche habe jetzt geschlagen. Gemeint ist nicht nur die Missionsarbeit unter den nicht-christlichen

Völkern. Auch die europäischen Christen sollen von der jungen Berufungskraft und ungeahnten Praxisnähe unserer Kirchen neue Impulse erhalten.

Überhaupt möchten wir abschließend betonen, daß auf allen Gebieten die Lateinamerikaner als redliche Partner vor die Partner aus allen Weltrichtungen hintreten wollen. Diese Partnerschaft betrifft aber an erster Stelle die europäischen Völker, mit denen uns die Geschichte verbindet, und natürlich auch die von Europa geprägten Völker Nordamerikas. Letztere sind jedoch für uns keine unumgängliche Brücke zum Abendland. In Europa können wir uns zu Hause fühlen. Damit hängt auf lange Sicht unser Schicksal zusammen, weit mehr als mit Asien oder Afrika.

Lateinamerikanische Volksweisheit hegt sogar die unwissenschaftliche Ahnung, wir wären dazu berufen, eine Vermittlung zwischen dem Abendland und der afroasiatischen Welt herzustellen. Zwar könnte der Weg von Europa aus gesehen bis dahin allzu lang und gar entmutigend scheinen. Doch von uns her, im Lichte eines verantwortlichen Selbstverständnisses, sehen die Dinge - bei aller Problemfülle - zuweilen hoffnungsvoller aus.